

Der Schweizer und die deutsche Sprache

Autor(en): **Brock-Sulzer, Erich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **16 (1960)**

Heft 1

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420591>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Schweizer und die deutsche Sprache

Dr. Erich Brock-Sulzer

Unleugbar ist in der deutschen Schweiz eine altverwurzelte Abneigung gegen die deutsche Sprache weit verbreitet. Es handelt sich da nicht um eine völkerpsychologische Kuriosität, wie sie überall in dieser oder jener Art aufstoßen, sondern um eine wesensnahe Tatsache von großer Tragweite. Denn das Hochdeutsche ist nun einmal unabänderlich das „Schriftdeutsch“ der Deutschschweizer, welches für zahlreiche wesentlichste Lebens- und Geistesbeziehungen unentbehrlich ist, und selbst wenn man alles Gefühl, alle Liebe für die Mundart aufsparen will, so ist doch heute wohl in allen einsichtigen Kreisen wenigstens theoretisch die Erkenntnis gesichert, daß die Mundart, von allen praktischen Notwendigkeiten abgesehen, auch ihrem Wesen nach unter den gegebenen Umständen nicht allein zu leben vermag — daß eine gewisse polare Ausgewogenheit zwischen den beiden Sprachformen für beide nötig ist. Nach zahlreichen, immer wiederholten Erörterungen, die hier nicht nochmals aufgerollt werden sollen, scheint es nun theoretisch unwidersprochen zu sein, daß es sich heute für den Deutschschweizer nur darum handeln kann, die beiden Sprachformen in sauberer Trennung und in gegenseitig bezogenem Widerspiel gleicherweise zu pflegen. Das aber wird natürlich durch jene Abneigung gegen das Hochdeutsche erheblich erschwert. Es ist daher wichtig, den Gründen dieser Abneigung einmal näher nachzuspüren.

Man denkt oft (irrtümlicherweise), mit der Schmälerung der Schriftsprache der Mundart etwas zu gute zu tun, ja ihr so viel positiv zuzuhalten, wie man jener fortnimmt. Die Mundart sei eben doch das Eigene, Kennzeichnende, Abgrenzende, Nationale, die Schriftsprache aber das Fremde — wenn schon staatlich bezogen, so auf *Deutschland* Bezogene. Damit drängt bereits der politische Gesichtspunkt breit in die innerschweizerische Sprachen-

frage hinein; und so wird *seine* Erörterung für unser Problem am vordringlichsten. Hinter der Abneigung gegen die deutsche Sprache steht weithin die Abneigung gegen die Deutschen. Sie ruht auf vernünftigen und gefühlsmäßigen, rationalen und irrationalen Motiven. Dieselben zu ergründen, dazu kann es nicht sehr viel helfen, einfach erhaltene Auskünfte wiederzugeben, wie sie gegeben worden sind. Die meisten Deutschschweizer wünschen jene Abneigung gelegentlich kräftig und vorwiegend im Sinne eines sprungbereiten Instinktes auszuleben, aber sie wünschen nicht, darauf angesprochen und befragt zu werden — einfach weil sie sich über den vorwiegenden *Gefühls*charakter dabei irgendwo klar sind. Sie führen heute darum in solchen Fällen meistens alles auf einen rationalen Grund zurück, der sich in dem Namen Hitler zusammenfassen läßt. Es ist offenbar, daß dieser Grund tatsächlich eine große Rolle gespielt hat, denn auch die sogenannten „guten“ Deutschen können Hitler nicht ganz von den Rockschoßen schütteln, und was dieser geleistet hat, geht in mancher Hinsicht über alles Bekannte hinaus. So gewiß also eine Teilwahrheit in jener Antwort liegt, so gewiß trotzdem keine ganze Wahrheit. Von anderen Unstimmigkeiten abgesehen, weiß jedermann, daß jene Gefühle auch vor Hitler in ihren Grundzügen und oft recht kräftigen Einzeläußerungen vorhanden und lebendig waren. So müssen wir uns selbst auf die Suche machen nach vernünftigen Gründen dafür. Daß politische Beziehungen unter ihnen mitsprechen, ist außer Frage. Die schweizerische Unabhängigkeit, zu der ein elementarer Wille schon frühzeitig vorhanden war, wurde *gegen* das Reich gewonnen — nachdem die Interessen der habsburgischen Hausmacht schon bald sich unscheidbar und in unabsehbar verhängnisvoller Weise mit dem Reichsinteresse selbst verschmolzen hatten. Das Gefühl der Deutschschweizer wäre bei dieser Loslösung ein problemloseres gewesen, wenn sie von einem Fremdvolk erfolgt wäre. So aber blieb immer auf dem Grunde dieses Gefühls ein reizbares Mißtrauen zurück, obwohl seit viereinhalb Jahrhunderten keine greifbare Bedrohung jener Unabhängigkeit seitens des Reichs mehr erfolgt war. Die zeitweilige Zerstörung der schweizerischen Unabhängigkeit durch die Franzosen hatte stimmungsmäßig keine Folgen; ebenso wenig die Wiederherstellung dieser Unabhängigkeit auf Grund hauptsächlich des Einsatzes der *Preußen*. Beides wurde gefühlsmäßig nicht ratifiziert. Damit ist schon zur Genüge klar geworden, daß es sich eben um ein *Gefühl* handelt — ein Gefühl, welches vernunftmäßig auf die politische Verwicklung von Fremdheit und Verwandtschaft gegenüber dem Gegenstand des Gefühls, eben gegenüber dem Deutschen, zurückgeht. Dieses Gefühl mußte sich lebhaft zuspitzen infolge der Reichs-

gründung von 1871. Bis dahin empfanden die Deutschschweizer eine ziemlich lebendige Verwandtschaft wenigstens mit den Süddeutschen, die so gut wie unabhängig, dabei recht demokratisch waren und dem Deutschschweizer keinen besonderen Anstoß für das Gefühl entgegenstellten. Ihr Anschluß an das neue Reich wurde von vielen Deutschschweizern als ein gewisser Abfall empfunden. Abfall wohin? Nua — zu den Norddeutschen, welche jenseits der Mainlinie des deutschschweizerischen Gefühls standen und weitgehend noch stehen. Woher diese Abneigung gegen die Norddeutschen? Wenn wir von Sprache, Volkstum und allgemeinem Gehaben reden, so ergibt sich an dieser Stelle ein Übergang von den rationalen zu den irrationalen Gründen. Es ist klar, daß bei der Abneigung der Deutschschweizer gegen die allgemeine Art der „Preußen“ begründbare Dinge mitspielen. Eine gewisse lärmende Tüchtigkeit und fassadenhafte breitspurige Selbstbewußtheit, ein schnarrendes Autoritätsgebaren, eine wortreiche, zur Schroffheit und Vorlautheit neigende Art, „mit der Schnauze vorneweg zu sein“, wie man in Norddeutschland selber sagt — das sind zweifellos greifbare und immer wieder verkörperte Schattenseiten einiger norddeutscher Volksstämme. Aber im Ernst wird darum kein Verständiger sagen wollen, daß diesen Schattenseiten nicht auch Lichtseiten entsprächen, und daß andere Völker und Volksstämme nicht auch ihre spezifischen Schatten- wie Lichtseiten besäßen. Vor allem ist also nicht hinlänglich erklärt, daß der Deutschschweizer schon bei geringen Anklängen dieser Art, ja wenn nur bestimmte Sprachlaute an sein Ohr schlagen, meistens in die Höhe geht, sich ihm förmlich innerlich die Haare sträuben bis zu sozusagen völliger Verhandlungsunfähigkeit — man kann in der Tat kaum physiologisch genug klingende Ausdrücke dafür verwenden — als ob diese Art das restlos Abscheuliche, Unmögliche, Teuflische und damit einzigartig Verhaßte auf der Welt sei. Das gewissermaßen Wütende, Hypochondrische dieser Empfindung ist einerseits schon dadurch offenbar, daß Deutschschweizer, welche in einigermaßen günstige Verhältnisse nach Deutschland, ja nach Norddeutschland versetzt werden, daselbst meist schnell diese Empfindung weitgehend verlieren, ihr Aberwille sich legt, indem das Allgemeine des Volkscharakters vor ihnen zurücktritt und die Aufmerksamkeit sich ganz den Unterschieden zwischen den Individuen zuwendet, wie diese Unterschiede überall bestehen. Auf der andern Seite ergibt sich die seltsame Feststellung, daß auch in der Schweiz einheimisch gewordene Deutsche, selbst wenn sie ein selbständiges bewußtes Verhältnis zum Deutschtum haben, nach längerer Zeit auch ohne unmittelbare Beeinflussung, einfach durch Einfühlung an jenem Abneigungsgefühl, jenem Auffahren gegenüber den erwähnten

formalen Eigenheiten deutscher Kundgebungen wie mit pflanzenhafter Verwucherung Teil gewinnen.

Bis zu einem gewissen Grade verständlich werden diese zwispältigen Empfindungen, wenn wir sie mit denen für andere Völker vergleichen. Es gibt zwei Dinge, die der Deutschschweizer nicht besitzt: tiefere Selbstsicherheit und Leichtigkeit; darum geht seine Liebe bis zur Kritiklosigkeit zu denjenigen Völkern, welche beides oder eines davon haben, zu den romanischen und angelsächsischen Völkern. Auch die Deutschen besitzen beides nicht, vor allem nicht die Sicherheit. Man hat von ihnen gesagt, sie seien immer auf der Suche nach sich selbst. Das bringt sie oft genug dazu, die Wesensgrenze zu überschreiten oder zu unterschreiten. Ein solches Wesen lieben die Menschen nicht; und der Deutschschweizer um so weniger, als er sich selbst weithin in diesem Spital krank fühlt. Wo er aber dem Deutschen gegenüber sich mit Recht als bestimmter, umrissener, eindeutiger fühlen kann (darum allerdings, wie denn alle Dinge ihre Vor- und Nachteile haben, weniger aufgebrochen, weniger sozusagen metaphysisch), steigert dies noch die Abneigung. So wirkt sich das unausrottbare Verwandtschaftsbewußtsein *auch* noch weitgehend negativ aus. Der Typ der „parents terribles“, der Typ der äußersten Vergiftung der Atmosphäre innerhalb einer Familie, wie sie der heutige französische Roman so gern und virtuos geschildert hat, findet hier seine völkerpsychologische Verkörperung. Man erkennt sich gegenseitig anhand der Sprache recht genau, zu genau. Auch in andern Völkern gibt es Vulgarität, Trivialität, Spießbürgertum; hier aber fehlt jede Milderung des Eindrucks dieser Eigenschaften durch die Atmosphäre der Fremdsprache, welche auch um etwa ebenso große Banalität und Gewöhnlichkeit einen Zauber des Fremden, Fernen, Unbekannten, Ungewöhnlichen webt — und auf diesen Zauber spricht ja der Deutschschweizer so stark wie alle anderen Deutschsprachigen an — während man einander innerhalb der Familie nicht imponieren kann und überhaupt leicht auf die Nerven geht, weil man zu nahe auf einander sitzt — was hier eben durch die gemeinsame Sprache bewirkt wird.

Dies „Auf-die-Nerven-gehen“ liegt besonders verhängnisvoll einer Einstellung zu Grunde, welche irrationale Abneigungen zwischen Völkern und Gruppen oft unheilbar macht. Es ist sehr verbreitet, daß man von einem National- oder anderen Gruppencharakter, den man bejaht, weil man ihn liebt (oder umgekehrt), die positive hochwertige Ausprägung für die kennzeichnende nimmt und jedem zugehörigen Individuum unterschiebt, von denjenigen Gruppencharakteren, die man verneint, weil haßt (oder umgekehrt), aber die negative geringwertige Ausprägung. Diese zwei Extreme

pflegt man gegeneinander auszuspielen. Natürlich gibt es von jedem Gruppencharakter zwei ganz verschiedene Wertausprägungen. Wer aber etwas weitergesinnt, bescheidener, sachlicher, gütiger in die Welt schaut, dazu auch gereist ist und die Augen dabei aufgemacht hat — der wird bemerken, daß in den Völkern als Ganzes sich Licht- und Schattenseiten überall ziemlich die Waage halten, sowohl die spezifischen innerhalb der Nationalcharaktere, wie auch die individuellen. Er wird bemerken, daß böse und gute, dumme und gescheite, geschmacklose und feinsinnige, vor-dringliche und zurückhaltende, unangenehme und angenehme Menschen überall in ziemlich gleichem Mischungsverhältnis vorhanden sind. Das gilt auch für unser Thema. Man muß sich hüten, bestimmte Rhythmen nationaler Artung, nur weil sie den unseren entsprechen oder nicht entsprechen, in moralische Individualbeschaffenheiten umzudeuten.

Aus allen diesen Gründen ergibt sich, daß die Abneigung, von der wir sprechen, keineswegs gänzlich, aber weithin einen *Ressentiment*-Charakter hat. Ressentiment ist auf keinen Fall etwas Gutes, besonders für ein kleines Volk, in welchem sich schon durch räumliche Enge die Empfindungen leicht stauen und an sich selbst vergiften. In einem größeren Raume vermögen Gefühle und Gedanken vielleicht besser auszuschwingen und sich nicht so leicht in einem „Gegen“ zu verkrampfen. Für die deutsche Schweiz ist das Verhältnis zu Deutschland nicht von unmittelbarer Wesenswichtigkeit, wohl aber das zur deutschen Sprache, das eben von jenem nicht ganz zu trennen ist. Die kulturellen Verflechtungen zwischen der deutschen Schweiz und Deutschland sind auch heute noch, und sogar wiederum, so zahlreich und eng, daß sie nicht zerrissen werden können, ohne daß es ins Lebendige hineinreißt. Viele Einflüsse von Wert und Unentbehrlichkeit sind da ausgetauscht, sind auch von der deutschen Schweiz aufgenommen und behalten worden. Diese Dinge aber mindestens sich gefallen zu lassen, davon Gebrauch zu machen, wie es auch der Unwilligste weithin tut, jedoch nicht auf ihre *Herkunft* zu reflektieren, die Bewußtmachung dieser nicht zu gestatten — das führt zu nichts anderem als zu Ressentiment. Solches gehört aber zu den Dingen, die geistig-moralisch am meisten sterilisieren und ruinieren. Deutschland ist da auch, aber weniger, in Gefahr. Es ist immer noch ausgedehnt und unproblematisch genug (so großartig und wesensmehrend der Beitrag der deutschen Schweiz zur deutschen Kultur war), um sich doch eine Weile fruchtbar mit sich selbst befassen zu können. Ist das Verhältnis vergiftet, so ist der Schaden für die Schweiz größer, eben wegen jener Beziehung zu der eigenen Sprache.

Was kann man denn nun tun, um das Ressentiment zu lösen?

Das Urgefühl, welches blindlings bei bestimmten Eindrücken auf-
flammt, kann nicht so leicht geändert werden. Es ist eine Wirk-
lichkeit und ruht also auf einer Wirklichkeit. Die Wirklichkeit
ist die, daß man durch das trotz allem kräftigste Band, das zwi-
schen nicht staatlich verbundenen Völkern möglich ist, ja mit
wahren Tintenfischarmen sich an ein Volk gebunden fühlt, gegen
welches man nicht nur Tausende vernünftige und unvernünftige
Dinge einzuwenden hat, sondern mit dem man eben in einem Zu-
stand sauberer Abgrenzung stehen wollte, wie es ein kleiner, vor-
wiegend auf rationalen Prinzipien beruhender Staat gegen seine
Nachbarn zu tun wünscht. Man könnte einen Ansatz zur Über-
windung des bloß vernunftlosen Gefühls darin sehen, daß bei
Kindern, welche dieser staatlichen Dinge noch unwissend sind,
die Abneigung gegen das Hochdeutsche durchaus nicht besteht —
ehe diese Abneigung dann gelehrt, aber vor allem auch von selbst
ergriffen wird als Mittel, sich zu kleineren, dadurch eo ipso als
wertvoller ausgewiesenen Kreisen zusammen- und abzuschließen.
Die Abneigung kann also doch nicht bis ins Allerletzte hinunter-
gehen. Aber so oder anders, das weithin Entscheidende wäre
schon, das Gefühl ein wenig unter die Überwachung durch ver-
nünftiges Denken zu bringen. Nicht halb abgewandt scheele Blicke
schießen, sondern sich dem Popanz voll zuwenden und von ihm
nur diejenigen Werturteile fällen, welche von Vernunft, Güte und
Verantwortlichkeit erlaubt wären!

Verantwortlichkeit, das hat auch seine gesellschaftliche Gestalt.
Man mußte sich bemühen, die Reaktion derjenigen sozialen Volks-
schichten, welche keine allgemeinere *geistige* Verantwortung ken-
nen und daher durch keinen Appell daran zu erreichen sind,
hauptsächlich als die Gefühls-Reaktionen eines bestimmten, viel-
fach recht spießigen Kleinbürgertums, welches infolge der Sozial-
struktur, der Geschichte und der politischen Verfassung der
Schweiz ein bedeutendes und nicht ganz unverdientes materielles,
moralisches und repräsentatives Gewicht hat, unter der autori-
tativen Kontrolle wirklich verantwortlicher Vertreter des Volks-
ganzen zu halten — die allerdings dazu mehr Zivilcourage auf-
bringen mußten als nur um die volkstümlichen Reaktionen nach-
zumachen und mit Theorien zu versehen. Oder wie wollte man
jenen dumpferen Schichten zum Beispiel rein vernünftig begreif-
lich machen, daß es ein großes, dennoch aber durch Ressentiment
weitgehend verspielbares Gut ist, durch die Sprache an einer Kul-
turwelt ersten Ranges unmittelbaren und mitschöpferischen Anteil
zu besitzen — unmittelbaren, sagen wir, und daß also noch so
große Lernfreudigkeit und Einfühlsamkeit gegenüber fremden
Sprachen keinen schöpferischen Anteil daran gewähren kann?
Jene Verantwortlicheren waren es auch besonders, die sich über

die zahllosen Scharen von aufreizenden Neureichen Deutschlands, die unser Land überschwemmen (welche man aber, wenn man ihr Geld nicht entbehren kann, mit Anstand dulden muß wie die Entsprechenden aus andern Völkern und aus dem eigenen Volk), den Blick freihalten sollten auf einen andern Typus der Deutschen, der noch nicht ausgestorben ist. Er ist genau in seiner Art, in seiner besonderen Geistigkeit, seiner unscheinbaren Tüchtigkeit, seiner Charakter- und Verstandeskultur sonst nicht aufzufinden; er müßte vielleicht auch in seinem Lande selbst aufgesucht werden. Eben dann, wenn ein *gerader Blick* auf Gut und Böse unter den Deutschen fiele, wäre auch die heute allerdings ganz unaktuelle Gefahr gebannt, es könnte zu einer Kritiklosigkeit gegenüber Deutschland und den Deutschen kommen, wie sie in der welschen Schweiz lange Zeit gegenüber Frankreich herrschte und heute noch gegenüber Paris herrscht. Solches könnte sich kein Vernünftiger diesseits oder jenseits der Grenzen wünschen; es wäre ein mindestens so wertarmes Verhältnis wie das heute hin vergiftete.

Wer aber die tiefere Rechtschaffenheit und Gesundheit des Deutschschweizers kennt und liebt, wird nicht zweifeln, daß dieser auf die Dauer auch mit dem schwärenden Problem, welches wir hier ins Auge faßten, zu beiderseitigem Heile auf angemessene und fruchtbare Weise fertig werden wird.

Perfekt oder Imperfekt?

Hans Corrodi

Nicht nur „Gesetz und Rechte“ scheinen sich wie eine Krankheit fortzuerben, sondern auch gewisse grammatische Regeln. Schon vor 50 Jahren lernte man in den Schulen und las in den Grammatiken, daß vergangene Ereignisse, deren Auswirkung in die Gegenwart hineinreiche, im Perfekt wiedergegeben werden müßten. Belege gab es in Hülle und Fülle, aber noch nie habe ich eines getroffen, wo man nicht mit gleichem Recht auch das Imperfekt (Präteritum) hätte anwenden können — je nach dem Zusammenhang. Ewig unersetzlich scheint der Satz zu sein: *Kolumbus hat Amerika entdeckt*. Gewiß hat er das, aber kann man nicht ebenso gut sagen: *Kolumbus entdeckte Amerika*? Soll das falsch sein?!

Vergebens sucht man bessere Auskunft auch in der neuen, sonst ganz vortrefflichen Ausgabe der Grammatik in der Reihe „Der große Duden“. Man findet da erstens mit Beziehung auf Bei-